

## Artikel

Marie-Louise  
Gubler

„Wer sagt, er sei  
im Licht, aber  
seinen Bruder  
haßt, ist noch in  
der Finsternis  
...“ (1 Joh 2, 9)

*Wie müssen Beziehungen gestaltet werden, damit christliche Gemeinschaft entstehen und leben kann? Wie kann Kirche mit Menschen umgehen, die sich als „Antichrist“ und als „Verwirrer“ der Gläubigen herausstellen? Der 1. Johannesbrief gibt dazu sehr klare Antworten, die im folgenden Beitrag dargelegt und interpretiert werden. Wesentlich ist die Verbundenheit im Glauben und das Tun der Wahrheit.*

*red*

Nach einer beängstigenden Bombennacht schrieb Dietrich Bonhoeffer am 5. September 1943 an seine Eltern aus dem Gefängnis von Tegel: „Es ist merkwürdig, wie einen in solchen Nachtstunden ganz ausschließlich der Gedanke an diejenigen Menschen, ohne die man nicht leben möchte, bewegt und das Eigene völlig zurücktritt oder geradezu ausgelöscht ist. Man spürt dann erst, wie verwoben das eigene Leben mit dem Leben anderer Menschen ist, ja, wie das Zentrum des eigenen Lebens außerhalb seiner selbst liegt und wie wenig man ein Einzelner ist.“ Und durch die eingetroffenen Briefe aufgerichtet und getröstet, antwortete er ihnen am 13. September: „Man überschätzt wohl leicht das eigene Wirken und Tun in seiner Wichtigkeit gegenüber dem, was man nur durch andere geworden ist.“<sup>1</sup> Der Briefkontakt mit Eltern und Freunden und die seltenen Besuche seiner Verlobten ermöglichten Bonhoeffer, die Last der Einsamkeit und die Ungewißheit über die Zukunft durchzustehen. Die lebendigen Beziehungen zu den vertrauten Menschen ließen seine Gefängniszelle trotz Angefochtenheit und Leiden zum Ort einer tiefen Gottesbeziehung werden.

Daß Gemeinschaft unter Menschen gelingt, die weder durch Blutsverwandtschaft noch durch soziale Schichtzugehörigkeit oder spontane Sympathie miteinander verbunden sind – allein aufgrund einer gemeinsamen Überzeugung –, ist keineswegs selbstverständlich. Vielmehr ist es erstaunlich, wenn beinahe 2.000 Jahre seit dem Tod Jesu christliche Gemeinschaften allein dadurch zusammenfinden, daß sie sich auf Jesu Botschaft einlassen und so zu fremden Mitmenschen in eine geschwisterliche Beziehung eintreten. Daß da Spannungen, Gruppenbildungen, Krisen und Auseinandersetzungen unumgänglich sind, hat die christliche Kirche immer wieder schmerz-

<sup>1</sup> D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, München 1970, 120, 126.

lich erfahren müssen. Und dennoch: Die großen Heiligen wären nicht verstehbar ohne die vielen unbekanntenen Christinnen und Christen, die ihren Weg bereiteten, erkämpften und erlitten – die Menschen, mit denen sie wie durch ein unterirdisches Wurzelgeflecht verbunden waren und denen sie sich verdankten. Im Ringen um Gemeinschaft haben Christinnen und Christen immer wieder neu nach Wegweisung in der Schrift gesucht.

Der erste  
Johannesbrief als  
Wegweiser christlicher  
Gemeinschaft

Was sich bei einer ersten Lektüre als kunstvoll gegliedertes, meditativ wiederholendes, ja fast einhämmerndes Schreiben anbietet, enthüllt sich bei genauerer Lektüre als Zeugnis einer Krisenbewältigung. In die johanneische Thematik von Licht und Finsternis, Gott und Welt, von Leben und Tod kommt unvermittelt und scharf der Hinweis auf die „letzte Stunde“, in der viele „Antichriste“ kommen, wo „die Werke des Teufels“, wo Lüge und Sünde überhandnehmen und – das Erschreckendste von allem – dies alles mitten in der christlichen Gemeinde selbst!

Der Konflikt  
innerhalb der  
Gemeinde

Nach heutiger Erkenntnis gehören das Evangelium nach Johannes und die drei Johannesbriefe in denselben „johanneischen Kreis“ von Gemeinden, die sich durch ein eigenständiges Jesusbild und eine eigenständige Theologie auszeichnen. Der Ursprung dieser Gemeinden liegt im dunkeln, und ihre Entwicklung dürfte dramatisch verlaufen sein. Als eine ursprünglich prophetisch-charismatische Bewegung im syrisch-palästinensischen Raum – dem Täuferkreis und dem hellenistischen Judentum in Samaria nahe – geriet diese Gruppe in die Auseinandersetzung mit der Synagoge und wurde aus dem Judentum ausgeschlossen. Diese traumatische Erfahrung prägte sie auf ihrem wahrscheinlichen Wegzug in die kleinasiatische Diaspora (Ephesus). Die Angst vor dem Synagogenausschluss hatte viele zu „Geheimchristen“ gemacht (vgl. Joh 19, 38). Neben der äußeren Bedrohung begannen Auflösungserscheinungen im Innern der Gemeinde, die möglicherweise mit dem Tod der herausragenden Bezugsperson und des Gemeindegründers zusammenhingen (wie das Nachtragskapitel des Johannesevangeliums in der Gestalt des „Liebesjüngers“ nahelegt: Joh 21, 23). Dissidente Gruppen spalteten sich von der Gemeinde ab und versuchten gleichzeitig Anhänger zu gewinnen. Die verwirrten Zurückbleibenden will der anonyme Verfasser des Briefes zur Treue gegenüber der ursprünglichen Botschaft bestärken. Die Ursache des Streites lag in der unterschiedlichen Auslegung des Johannesevangeliums. Die Dissidenten scheinen das johanneische Jesusbild gnostisch-doketisch überzogen und

seiner menschlichen Züge beraubt zu haben. Der überdimensionierte Vorrang der Christologie gegenüber den ethischen Weisungen Jesu führte zu einer radikalen Abwertung der Gebote. Indem die Dissidenten das Johannesevangelium in die Gnosis und den Doketismus mitnahmen, drohte es für die Kirche verlorenzugehen. (Die Schwierigkeit, das Johannesevangelium in den Kanon der neutestamentlichen Schriften aufzunehmen, hat hierin ihren Grund.) Indem der Verfasser des ersten Johannesbriefes gegen die Dissidenten an den „Anfang“ erinnerte und das Halten der Gebote betonte, bewahrte er das Johannesevangelium für die Kirche. Mit der „Brille“ von 1 Joh gelesen, wurde auch das Evangelium akzeptiert, ja von Irenäus im Kampf gegen die Gnostiker, die es usurpiert hatten, verwendet!

Was von Anfang an war . . .

In der Vorrede des Briefes wird das Grundanliegen des Verfassers erkennbar: In der Rückbesinnung auf den „Anfang“ geht es um das „*Wort des Lebens*“, das die Gemeinschaft mit Gott und untereinander schafft und die vollkommene Freude vermittelt. Der Dreiklang von Leben – Gemeinschaft – Freude wird ganz existentiell verstanden: „*was wir gehört, gesehen, geschaut, angefaßt haben . . .*“ (1, 1). Gott ist keine abstrakte Wirklichkeit, sondern in Jesus Christus und im Leben der Gemeinde sichtbar und „anfaßbar“ geworden. Der Leugnung der Menschlichkeit Jesu und der Heilsbedeutung seines Todes durch die Dissidenten hält der Verfasser die Konkretheit Jesu entgegen: „Jesus Christus, der Gerechte“ (2, 1) ist unser Beistand beim Vater, der Garant unserer Gemeinschaft mit Gott, der Sohn, der „*im Fleisch gekommen ist*“ (4, 2). Was Jesus für die bedrohte und gespaltene Gemeinde bedeutet, wird in seiner Sendung sichtbar: „*Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbart, daß Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben*“ (4, 9). Und dieses Leben wird der Gemeinde durch die Heilsbedeutung seines Todes in der Sündenvergebung geschenkt (Jesus ist „als Sühne für unsere Sünden gesandt“ 4, 10; „daran haben wir die Liebe erkannt, daß Er sein Leben für uns hingegeben hat“ 3, 16). Der doketischen Auflösung der Christologie bei den Dissidenten entsprach auch ein überspitztes ethisches Selbstbewußtsein: Sie wähten sich frei von Sünde, mißachteten die Gebote und vor allem die Liebe zu den Mitgliedern der Gemeinde. So durchzieht den ganzen Brief die Frage nach dem, was für die christliche Gemeinschaft entscheidend ist.

Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott,

„*Das ist die Botschaft, die ihr von Anfang an gehört habt: Wir sollen einander lieben*“ (3, 11). Für den Verfasser liegt

und Gott bleibt in ihm . . .

der Grund für diese lapidare Formel in dem, was Gott an uns getan hat: Durch die Sendung Jesu zeigte Gott seine Liebe zu uns, wir wurden seine Kinder und bekamen die Verheißung ewigen Lebens. Gemeinschaft mit Gott zu haben verpflichtet daher, „im Licht“ zu leben, und das heißt konkret, das neue und doch alte Gebot der Nächstenliebe zu leben (2, 7 f): *„Wer sagt, er sei im Licht, aber seinen Bruder haßt, ist noch in der Finsternis. Wer seinen Bruder liebt, bleibt im Licht; da gibt es kein Straucheln“* (2, 9 f). Die Beziehung zu Gott ist nicht anders zu erfahren als in der liebenden Zuwendung zu den Mitgliedern der Gemeinde. Liebe aber ist nicht Gefühl, sondern konkrete Praxis: den Willen Gottes tun (2, 17), die Gerechtigkeit tun (3, 10), sein Herz vor der Not des Bruders oder der Schwester nicht verschließen und teilen (3, 17), ja, sein Leben für die Brüder und Schwestern hingeben (3, 16). Wie in den johanneischen Abschiedsreden gehört das „Bleiben“ in der Liebe und das „Bleiben“ in Gott zusammen. Die Beziehung von Vater, Sohn und Geist wird sichtbar in der gegenseitigen Beziehung der Glaubenden: *„Wir wollen einander lieben, denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, stammt aus Gott und erkennt Gott; wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist Liebe“* (4, 7 f). Die glaubende Annahme der Gottesliebe äußert sich im Bekenntnis zu Jesus als Sohn Gottes (4, 15 f) und manifestiert sich nach außen in der gegenseitigen Liebe. Dabei wird der einzelne durch die „Salbung“ geleitet, d. h. die innere Erfahrung des Geistes. Der Geist der Liebe ist gleichsam der verborgene Lehrer, der zur Unterscheidung der Geister befähigt und zuversichtlich auf den Tag des Gerichts warten läßt: *„Was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden. Wir wissen aber, daß wir ihm ähnlich sein werden . . . denn wir werden sehen, wie er ist“* (3, 2). Wo auf diese „Salbung“ gehört wird, braucht es keine anderen Lehrer, da werden verführerische Ideologien und lieblose Lügen als „Werke des Teufels“ erkennbar (2, 20–3, 10). So gilt umgekehrt als Erkennungsmerkmal der zerstörerischen Kräfte in der Gemeinde: *„Jeder, der die Gerechtigkeit nicht tut und seinen Bruder nicht liebt, ist nicht aus Gott“* (3, 10).

Aus unserer Mitte, aber nicht zu uns gehörig

Die Spaltung der Gemeinde ist eine gefährliche und verwirrende Situation: Wie konnte dies geschehen, da doch alle durch denselben Glauben zusammengeführt worden waren? Für den Verfasser des Briefes ist diese Situation Ausdruck der endzeitlichen Bedrängnis, wo nach apokalyptischer Erwartung nicht nur die äußere Feindschaft der „Welt“ übergroß wird, sondern auch die Allernächsten sich gegeneinander wenden (vgl. etwa Lk 12, 52 f nach Micha 7, 6). Der „Antichrist“ ist darum nicht eine

apokalyptisch überhöhte Horrorfigur, sondern der arrogante, die communio lieblos zerstörende Gnostiker, der seine Erkenntnis („Gnosis“) über den Glauben der Gemeinschaft setzt und sich in einem sittlichen Dünkel auch über alle Gebote hinwegsetzt. Und es ist eine ganze Gruppe innerhalb der Gemeinde geworden, die sich auf ihre Autonomie beruft, statt auf den Geist der Gemeinschaft zu hören: „*jetzt sind viele Antichriste gekommen*“ (2, 18). Das Erschrecken des Verfassers, wie solches möglich wurde, ist unüberhörbar: „*Sie sind aus unserer Mitte gekommen, aber sie gehörten nicht zu uns; denn wenn sie zu uns gehört hätten, wären sie bei uns geblieben*“ (2, 19). Darin liegt gerade ihre ungeheure Gefährlichkeit, daß sie von innen her Glaube und Ethik auflösen und die Gemeinde verwirren – was der Verfasser nur als Ausdruck der „letzten Stunde“ begreifen kann (2, 18). Mit der „Sünde, die zum Tod führt“ (5, 16) ist wahrscheinlich eine Handlungsweise gemeint, die die Gemeinschaft mit Gott, Jesus Christus und den Gemeindegliedern zerstört.

Vermeintliche  
Sündelosigkeit führt  
in die Irre

Die durch die Dissidenten zutiefst verunsicherte Gemeinde spürt schmerzlich ihre eigene Unvollkommenheit und kann die Verletzungen durch den Konflikt nicht einfach wegstecken. Ist sie vielleicht im Irrtum, wenn sie weiterhin an der Botschaft des „Anfangs“ festhält? Kann sie noch Zeugnis vor der Welt ablegen, wenn sie im Innern zerspalten ist? Ermutigung und Kriterien der „Rechtgläubigkeit“ tun in dieser Verwirrung not! Diese will der Verfasser den Angefochtenen geben: „*Meine Kinder, wir wollen nicht mit Wort und Zunge lieben, sondern in Tat und Wahrheit. Daran werden wir erkennen, daß wir aus der Wahrheit sind, und werden unser Herz in seiner Gegenwart beruhigen. Denn wenn unser Herz uns verurteilt – Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles*“ (3, 18–20). Gerade weil Gott Liebe ist, darf die Gemeinde zuversichtlich sein, daß sie immer aus der Vergebung leben darf, wenn sie sich um das Gebot der gegenseitigen Liebe bemüht. Jesus Christus wird in ihrer Mitte durch die Kraft des Geistes bezeugt und „im Wasser und Blut“, d. h. in den Sakramenten von Taufe und Eucharistie erfahrbar. So kommt das Zeugnis Gottes dem schwachen Zeugnis der Gemeinschaft zu Hilfe. Ihrer Fürbitte für den sündigen Bruder oder die Schwester wird Erhörung verheißen (5, 16). Und so endet der Brief voll Zuversicht: „*Wir wissen, daß er uns bei allem hört . . . und unsere Bitten schon erfüllt hat; wir wissen, wer von Gott stammt, sündigt nicht, sondern der von Gott Gezeugte bewahrt ihn . . . wir wissen, wir sind aus Gott, aber die Welt steht unter der Macht des Bösen . . . wir wissen, der Sohn Gottes ist ge-*

kommen und hat uns Einsicht geschenkt, damit wir (Gott) den Wahren erkennen. Und wir sind in dem Wahren, in seinem Sohn Jesus Christus. Er ist der wahre Gott und das ewige Leben“ (5, 15–20) – und „das ist der Sieg, der die Welt besiegt hat: unser Glaube“ (5, 4).

Im ersten Johannesbrief sind alle extremen Züge des Johannesevangeliums zurückgenommen worden: die Erwartung der zukünftigen Parusie modifiziert die präsentische Eschatologie (3, 2; 2, 28); gegen die doketische Christologie wird das wirkliche Menschsein Jesu und die konkrete Erfahrbarkeit betont (1, 1); die Heilsbedeutung des Todes Jesu zur Sühne der Sünden hervorgehoben (2, 2). Die johanneischen Akzente vom „Tun“ der Wahrheit, vom Leben im Licht, vom „Bleiben“ in Gott, vom verpflichtenden Liebesgebot untereinander werden mit der überkommenen Botschaft „von Anfang an“ verbunden. Wie die Schlußredaktion des Johannesevangeliums (Joh 21) „atmet der 1. Johannesbrief den Geist einer entschiedenen Rechtgläubigkeit“ (J. Roloff). Dies weist auf eine Situation nach der Spaltung der johanneischen Gruppe am Ende des 1. Jahrhunderts hin. Für die Restgemeinde des johanneischen Kreises wurde der Anschluß an die werdende Großkirche überlebenswichtig. Schmerzhaft hatte sie nach dem Ausschluß aus der Synagoge erfahren müssen, wie die Isolation auch zur Bedrohung der inneren Einheit geworden war, indem extreme Gruppen in ihr alle andern nötigen wollten, ihre Linie zu übernehmen. Ohne Beziehung zu den andern christlichen Gemeinden drohte sie angesichts dieses Gesinnungsterrors in den eigenen Reihen den Boden unter den Füßen zu verlieren und unterzugehen.

Was hat dieser Brief in unserer Kirchensituation zu sagen? Die alte Frage nach der Verifizierbarkeit der Glaubenswahrheit und nach der Unterscheidung der Geister stellte sich nicht nur in den Auseinandersetzungen der frühen christlichen Kirche. Der erste Johannesbrief bindet die Erkenntnis Gottes an die Praxis gelebter Liebe: „*Wer sagt: Ich habe Gott erkannt!, aber seine Gebote nicht hält, ist ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in ihm. Wer sich aber an sein Wort hält, in dem ist die Gottesliebe wahrhaft vollendet. Wir erkennen daran, daß wir in ihm sind*“ (2, 4–5). Die Erkenntnis Gottes kann nur in der liebenden Zuwendung zum Bruder oder zur Schwester in der Gemeinde geschehen. Sie bedeutet auch Fürbitte für den Fehlenden im Wissen um eigene Angewiesenheit auf Vergebung und Lebenshingabe für die Gemeinschaft (5, 16; 3, 16). Unterschiedliche Auffassungen und Konflikte, auch Sünde und Unrecht gehören zur Realität der kirchli-

Das Ringen um die  
Gemeinschaft mit der  
Großkirche

Prüft die Geister, ob  
sie aus Gott sind . . .

Im Glauben sind wir verbunden, nicht in der Erfahrung . . . (D. Bonhoeffer)

chen Gemeinschaft. Aber es gibt auch Sünde, „die zum Tod führt“ (5, 16), zur Zerstörung jeder Gemeinsamkeit in einer lieblosen und arroganten Haltung, die die eigene Ideologie absolut setzt und die volle Lebensgemeinschaft mit Gott, Christus und dem Bruder oder der Schwester vernichtet. Nicht umsonst lautet die letzte Mahnung des Briefes: „*Meine Kinder, hütet euch vor den Götzen!*“ (5, 21), den Ideologien von Vollkommenheit, die das Gute mit dem vermeintlich Besseren zugrunde richten.

Dietrich Bonhoeffer hat aus seiner Erfahrung gemeinsamen Lebens die jeder christlichen Gemeinschaft inhärenten Gefahren erkannt, die sich auf Ideale und menschliche Sympathien oder Antipathien beriefen. Seine Worte sind wie ein Kommentar zum ersten Johannesbrief: „Christliche Bruderschaft ist kein Ideal, sondern eine göttliche Wirklichkeit, . . . eine pneumatische und nicht eine psychische Wirklichkeit. Unzählige Male ist eine ganze christliche Gemeinschaft daran zerbrochen, daß sie aus einem Wunschbild heraus lebte . . . Die große Enttäuschung über die andern, über die Christen im allgemeinen und, wenn es gut geht, auch über uns selbst, muß uns überwältigen, so gewiß Gott uns zur Erkenntnis echter christlicher Gemeinschaft führen will . . . Gott ist nicht ein Gott der Gemütsregungen, sondern der Wahrheit. Erst die Gemeinschaft, die in die große Enttäuschung hineingerät mit all ihren unerfreulichen und bösen Erscheinungen, fängt an zu sein, was sie vor Gott sein soll, fängt an, die ihr gegebene Verheißung im Glauben zu ergreifen . . . Eine Gemeinschaft aber, die eine solche Enttäuschung nicht ertragen und nicht überleben würde, die also an dem Wunschbild festhält, wenn es ihr zerschlagen werden soll, verliert zur selben Stunde die Verheißung christlicher Gemeinschaft auf Bestand, sie muß früher oder später zerbrechen . . . Wer sich das Bild einer Gemeinschaft erträumt, der fordert von Gott, von den andern und von sich selbst die Erfüllung. Er tritt als Fordernder in die Gemeinschaft der Christen, richtet ein eigenes Gesetz auf und richtet danach die Brüder und Gott selbst. Er steht hart und wird ein lebendiger Vorwurf für alle andern im Kreise der Brüder . . . Weil Gott den einzigen Grund unserer Gemeinschaft schon gelegt hat, weil Gott uns längst, bevor wir in das gemeinsame Leben mit andern Christen eintraten, mit diesen zu einem Leibe zusammengeschlossen hat in Jesus Christus, darum treten wir nicht als Fordernde, sondern als die Dankenden und Empfangenden in das gemeinsame Leben mit andern Christen ein.“<sup>2</sup>

<sup>2</sup> D. Bonhoeffer, *Gemeinsames Leben*, München 1939 (10. Auflage), 18 f.; vgl. 30.